

Information | Satire | Kultur




Die andere Seite der Stadt.

Februar 2002

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 GEKAUFT! Seite 8

 UEBERLAND Seite 12

 TAGEBUCH Seite 16

 AUTOREN / KONTAKT Seite 21

Freunde im Februar,

was ist dies nur für eine Welt geworden!? Not, Teuerung, Krieg an allen Ecken und Enden: Diesmal MUSS es die Endzeit sein! Die vier apokalyptischen Reiter Blitzeis, Euro, SMS-Wucher und Edmund Stoiber sind längst über uns hinweg geritten; die Schalen des Zorns bereits ausgegossen: ausgerechnet jetzt ließen uns Hildegard Knef und Astrid Lindgren sitzen. Hört es nie auf!?

Angesichts dieses moralischen Tiefgangs können wir nur hoffen, der Nyirgongo begräbt uns ALLE für einige tausend Jahre unter seiner Aschewolke! Drum versuchen wir, Ihnen diese Apokalypse zu versüßen. Wer den Vulkan überlebt, sei auf unser PotZdam-Archiv hingewiesen. Und bitte tauschen Sie ihre letzten D-Mark-Scheine um!

Die Redaktion

Don Karlos im HOT

Ein Beispiel von Modernisierungsfieber

Von Mathias Deinert

Da Lobesworte ja immer am Anfang stehen sollen, sage ich's mal so: Es ist hübsch, dass sich unsere Theater bisweilen um Klassiker bemühen, obwohl schon Bertolt Brecht sie seinerzeit aburteilte. Damit hat sich's mit dem Lob eigentlich schon. - -

Schillers DON "K"ARLOS, den man heuer in unserem Hans-Otto-Theater gibt, soll an dieser Stelle ein Beispiel moderner Darbietungen geben. Wer das Stück nicht kennt, wird es hier nicht kennenlernen. Man stelle sich vor: drei Stunden stillsitzen und den Eindruck haben, hier wird eine unausgereifte Werkstattdarbietung abgespult. Man gähnt unentwegt. Man wünscht sich, mal echte Kostüme zu sehen, statt nackter Brüste der Handelnden; vielleicht mal ein bisschen mehr Kulisse als immer nur Treppen und Gipswände; vielleicht mal mehr Modulation in den Stimmen, als immer nur die beiden Extreme BRÜLLEN und DAHERSAGEN. Man fragt sich, warum (bildlich gesprochen) immer versucht wird, Lessing, Schiller und Goethe in hippe, coole Klamotten zu stecken - genauso unansehnlich werden die Stücke dann meist, und der Regisseur scheint diesen maladen Verhunz auch genauso zu wollen: als zähe Quälerei für Aug und Ohr in fünf Akten!

Lust an der Schillerschen Sprache hat die Potsdamer Inszenierung gleich gar nicht. Wahrscheinlich hätte sie nicht übel Lust, den ganzen schönsprachlichen Ballast einfach über Bord zu werfen und eine Übertragung vom Schlage Thomas Braschs heranzuziehen. Die klingt modernklassisch! Die poltert besser über Zungen, die scheinbar nie sprechen gelernt haben! Dummerweise übersetzt man klassische Bühnensprache noch nicht ins Boulevardmagazin-Deutsch. Aber es wird nur eine Frage der Zeit sein, bis auch die RÄUBER und MEDEA und vielleicht sogar ROSE BERND ihren "blut'gen Job" (so RICHARD II. bei Brasch) auf unseren Bühnen erledigen.

Im allgemeinen getraut man sich schon gar nichts Kritisches mehr zu sagen, weil man dann stets als Gestriger oder Dummchen oder schlicht als nicht offen für moderne Inszenierungen belächelt wird. Aber - und diese Frage möge mir mal jemand beantworten, der sich dazu berufen fühlt - was nützt es, wenn die Stücke so sehr am Großteil der Zuschauer vorbei gespielt werden, dass man am Ende einfach zu lustlos ist, um zu klatschen?

Eine zweifelhafte Attraktivität für Möchtegern-Intellektuelle wird so ein Schultheater-Gemurkse immer haben. Geschultes hygienisches Sprechen gilt als Unnatur. Mindere Fähigkeiten einiger Schauspieler gelten als gewollte Verfremdung. Der Dünkel gegenüber dem Publikum wächst. Schauspieler zeigen uns nicht, dass sie echte Darsteller sein können. Solch ein Theaterspielen ist bloß Selbstbefriedigung der schauspielenden Minderheit; ihnen kommen Text und Stoff ohnehin zu den Ohren heraus, und jedes Verbiegen des klassischen Stoffs kommt ihnen gelegen, auch wenn er dabei kaputt bricht.

Was aber bedeutet dies alles für Lieschen Müller und Otto Normalverbraucher? Na, schlicht wie sie sind, gehen die natürlich nicht ins Theater!

Nee, aber sie würden gerne ...!

© POTZDAM 2002 – Mathias Deinert

Mensch Manu!

»schreib 2« war wieder Murks

Von Mathias Deinert

Es ist bereits einige Monate her, dass PotZdam ein universitäres Lyrik- und Prosaheft [rezensierte](#). Was dort aus unaufgeräumten Hirnkästen und Schreibtisch-Schubladen alles zusammengedruckt wurde, entsetzte lyrische Gemüter und spaltete unsere Studentenschaft! Monate vergingen. Die Schreibbemühungen schienen eine Eintagsfliege gewesen zu sein. Doch dann! Mit unangemessen

großen Plakaten wurde die zweite Ausgabe der Broschüre SCHREIB angekündigt. Und schlimmste Befürchtungen bestätigten sich beim Durchblättern: Auch diesmal werden wenige Blüten echten Gefühls von einem saftlosen Wildwuchs erstickt.

Gut, einige Schmankerl gibt es doch: Eine Zwiegespräch-Überblendung, ein Plagiat und bunt durchmischte Lyrik. Weiterhin sind im Anhang Pressenotizen zum SCHREIB-Start versammelt: Mein verschriftlichter Veitstanz (der heiligem Zorn entsprungen war und einen ebensolchen hervorrief) ist ohne Kürzungen abgedruckt, sowie auch die Reaktion der Ziehmutter SCHREIBs darauf. So viel Mut überrascht mich.

Die Texte besitzen - zumindest nach meinem Dafürhalten - allesamt Potenzial, meist jedoch wenig Qualität. Okee, Qualität ist Geschmackssache. Manuela Sorge ist natürlich mit einer stattlichen Anzahl an Texten vertreten. Die meisten gleichen sich. Oft merkt man schon nach dem ersten Satz: Oh! Halt, lieber Leser! Hier musst du jetzt hinter, ganz weit hinter die Worte fühlen! Hier wird nicht geschildert - hier erschließt sich ein ganzer seelischer Kosmos! Aber sie ist auch mit einem Text vertreten, der recht putzig, leichtfüßig und mit ihrem Jugendfoto versehen ist. Überhaupt denke ich, das Heft müsste eigentlich heißen: "Manuela Sorge - nebst Gastautoren".

Ein zweiter Schreiber, Sebastian Guhr, ist verhältnismäßig oft vertreten. Er dichtet Sachen wie "dein Arsch ist so perfekt wie dein Französisch". Entschuldigt - da legt sich bleierne Müdigkeit auf mich! Mich beschleicht das Gefühl, hier wird irgendein moderner Schnodderliterat von zweifelhaftem Weltruf imitiert. Ihr jungen Autoren rotzt den gleichen Auswurf aufs Papier, der zurzeit nun mal gerne rezipiert wird, anstatt mit pfiifigen Ideen in neue Richtungen zu weisen. Ich weiß, dass das leichter gesagt ist als getan. Versucht ihr's?

Ihr werdet denken, ich will euch nur verunglimpfen. Falsch. Vielleicht würde für den Anfang genügen, Gedanken und Empfindungen mit schlichten, echten Worten festzuhalten. Vielleicht ist der Weg, einen eigenen Stil zu finden, dieser: erst mal gar nicht wirken wollen.

Bisher kommen etliche eurer Texte so gewollt vielsagend daher, dass sie für mich als Leser gekünstelt scheinen. So auftoupiert, wie all das buntschillernde Geschmunz, dass nur noch SMS-Nachrichten lesen und Denglisch sprechen kann, sich den Zeitgeist in die kaputtgefärbten Haare schmiert und Scheiß-egal-Frotzelei durch die Zungen sticht. Es wirkt modern, klar. Es will was ausdrücken. Blicke auf sich ziehen. Aber es wirkt unnatürlich. So wie ich mit denen mal duschen will, um zu sehen, was noch bleibt von der Wirkung, will ich eure Texte standhalten sehen bei der Frage: Schreiben sie treffend ihr starkes Gefühl nieder - oder frisieren sie ein schwaches Gefühl auf chic?

Dass bei euch die Wirkung vor der Echtheit kommt, zeigt ein prüfender Blick auf Manus Zeichnung neben Sebastians Arsch-Gedicht: Da ist tatsächlich ein Arsch zu sehen - und er deckt sich mit dem lyrischen Gekumse nebenan. Aber er ist geklaut. Dem Fotografen Man Ray, der dies Motiv "[Gebet](#)" nannte und der nicht ahnen wird, dass die SCHREIB-Herausgeberin es als ihres verkauft. Ach, Mensch! Zieht die fremden Federn aus und zeigt euch mal natürlich nackig!

Das Heft ist gar nicht gut,
drum hau ihm auf den Hut.
Hast du ihm auf den Hut gehaut,
dann wird es vielleicht gut.
Denn zum weitergeben
ist das Heft nicht gut genug,
darum hau ihm eben
ruhig auf den Hut.

(nach Bert Brecht)

© POTZDAM 2002 - Mathias Deinert

Rot geht tiefer

Was Sie schon immer über Bier wissen wollten

Von M. Gänsel

Sie sitzen in einer Kneipe, das Gespräch plätschert an Weltpolitik, Euro-Erfahrungen und dem Boxkampf im Kneipen-Fernseher vorbei. Sie drehen Ihr Kaffee-Tässchen, fummeln an der Zigarette rum, knabbern am Bierdeckel. Plötzlich sehen Sie aus dem Augenwinkel, dass auf dem Bierdeckel ganz schön was loszusein scheint. Sie schielen erst ein bisschen, können aber nichts Genaues erkennen. Frustriert legen Sie das Ding vor sich auf den Tisch und sehen das:



Wie so oft im Leben, teilt sich die Menschheit jetzt in zwei Hälften.

Die eine denkt: Huh, geiler Bauch. Leicht beschlagen, wie ein Bierglas... Hm, Kilkenney, könnte ich mal wieder trinken. Rot ist das, stimmt, hab schon lange nicht... Hmm, lecker, der Schaum und das Bier da auf dem Bauch, yeah. Hat ein bisschen was von „die Bier wo so schön pricköllt in meinö Bauchnaböll.“

Die andere Hälfte denkt: Uärgs. Ich kapiert nix, aber es ekelt mich. Da steht „Rot geht tiefer.“ Rot?! Geht tiefer??! Also muss das auf dem Bauch Menstruationsblut sein. Das da ist ein Bauch, und was kommt denn weiter unten. Und das Rote fließt ja da runter, tiefer, tiefer. Das schaumig-zähe ist dann natürlich Sperma. Rot geht tiefer, alles klar. Der nach wildem Sex während der Menstruation mit sexy Schweißperlen betupfte Bauch hilft auch nicht weiter. Was das alles mit Bier zu tun hat, erschließt

sich mitnichten.

Die erste Hälfte bestellt vielleicht ein Kilkenny: Bild von Frauenbauch + Bild von Bier = geil. Die zweite dreht den Bierdeckel auf der Suche nach irgendeiner Erklärung um. Und erfährt, wie das Zeug rot wird, nämlich durch: „... die Verwendung einer geringen Menge besonders gerösteten Malzes! Nur so entsteht aus dem reinen, irischen Quellwasser der volle, würzige Geschmack, der auch bei uns immer mehr Liebhaber findet. Denn was dem Auge gefällt, das kann die Zunge erst recht tief beeindrucken. Rot geht eben tiefer.“

Jetzt kann die zweite Hälfte aufatmen: Die Leutchen von Kilkenny haben es offensichtlich GENAU SO gemeint, wie es bei ihnen angekommen ist. Nicht ganz so deutlich, nicht mit Menstruation („Rot“) oder Sperma („tiefer“), aber doch mit schwermelig-anbiederndem Sex („das kann die Zunge erst recht tief beeindrucken“) wollen sie ihr Bier assoziiert wissen. Aber wer liest schon den Text auf Bierdeckeln. Muss man ja auch nicht, der beschlagene Bauch reicht, das Glas Bier lockt gleich daneben. „Rot geht tiefer“ kapiert keine Sau; der Satz weckt aber im Zusammenhang mit dem besudelten Bauch ein vages sexuelles Interesse, immerhin. Sexuelles Interesse von Männern, die Bier trinken. Für Frauen, deren Bauch flach und feucht ist. Denn Männer wollen Bier. Und Frauen, die eine Bierspur neben einer Schaumspur auf ihrem tiefer gelegten Bauch haben. Yeah.

© POTSDAM 2002 – M. Gänsel

| KULTURKAMPF |

„Nein, meine Suppe ess ich nicht!“

Radio Eins will nicht aufessen

Von M. Gänsel

Zum Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz fand im Potsdamer Nikolausaal eine Gedenkveranstaltung statt, auf der die üblichen Verdächtigen (StolpePlatzeckRivaetc.) szenisch aus „Die Ermittlung“ von Peter Weiß lasen. Präsentiert wurde das Ganze von Radio Eins. Beworben wurde die Veranstaltung natürlich auch von Radio Eins. Eine getragen-dramatische Musik, die an den Soundtrack zu Schindlers Liste erinnerte (genauer: an die Musik zum Filmende, wenn die Überlebenden HEUTE an Schindlers Grab vorbeilaufen), lag unter einer dem Anlass angemessenen, ernststen Stimme, die Ort, Zeit und Personen bekannt gab.

Nun fährt Radio Eins ja mitnichten eine zurückhaltende Eigenwerbung. Bei dieser Veranstaltung, die vom Hause präsentiert wurde, durfte man also besonders gespannt sein, wie der Bogen zum Jingle, den wir alle so sehr lieben, geschlagen würde.

Er wurde nicht. Und geschlagen schon gar nicht. Am Ende der Ansage tönte es schmalbrüstig, dem Anlass wieder sehr angemessen: „Eine Erinnerung – von Radio Eins.“ Ein kleines Püschchen, dann war der Spot zuende. Och. Wie schade. Kein:

„NUR FÜR ERWACHSENE.“

Wieso nicht? Passt nicht? Es passt eigentlich nie, aber es kommt doch IMMER! Nur hier nicht. Ist es wieder soweit? Grenzen wir das Thema immer noch aus? Hat keiner vermocht, was bei der noch so abwegigsten Veranstaltung in einem Nebensatz zurechtgebogen wurde? Sodass am Ende immer immer immer „NUR FÜR ERWACHSENE“ kommen konnte? Ja wer HAT sich denn diesen Jingle ausgesucht?

Hörerbindung in allen Ehren, aber ausgelöffelt werden möchte das Süppchen schon, die Damen und Herren.

© POTSDAM 2002 – M. Gänsel

PokemonKinder

Eine diskursanalytische Annäherung

Von Sandra Schramm

Ich mag Kinder (nicht). Diese Aussage ist keine, so wie meine Meinung zu dem Thema keine ist. Als Geisteswissenschaftlerin bin ich natürlich erst mal gegen Verallgemeinerungen, also muss jetzt eine Differenzierung her. Mal sehen ob das hilft. Ich mag die meisten imaginären Kinder von Freunden, also Leute, die keine Kinder haben, aber damit rechnen irgendwann welche zu haben und jetzt schon mal Dinge für sie aufheben. Daran habe ich nie gedacht, aber ich mag es darüber zu hören, weil diese Kinder fühlen sich toll an. Dann gibt es Kinder auf Fotografien von Freunden, die Leute kennen, die Kinder haben. Die sehen immer sehr süß aus, sagen alle. Bei mir ist das eher wie bei Fotografien von Leuten, die frau nicht kennt. Halb- bis unspannend, außer manchmal, aber das ist selten.

Dann trifft man manchmal auf diese Leute mit Kindern im älteren Verwandtenkreis und bisher war das nie so schlimm wie ich dachte, aber ich habe diese chronische Bronchitis und eigentlich immer eine Riesenangst, die Kinder mit irgendwas anzustecken. Eigentlich sind ja Kinder immer die Kranken, aber meine Bronchitis und ich schlagen fast jedes Kind und ich will nicht Schuld sein, wenn einer von diesen Würmern, die alle so toll finden, krank wird. Doch, in solchen Momenten mag ich Kinder, da wird man daran erinnert, dass man ja immerhin selbst eins war und es sehr genossen hat, die über 20 seienden, hoffnungsvollen, demnächst unglaublich Karriereerfolgreichen auf der Aufmerksamkeitskala noch hinter die Großeltern zurückzudrängen.

Dann ist Montag, der Verwandtengeburtstag samt Beleidigungen, nichtvegetarischem Essen, aber mit netten Kleinkindern schon fast vergessen und man muss einfach mit der S-Bahn nach Berlin, frühmorgens. Man sitzt in seiner Sitznische, die S-Bahn ist angenehm halbgefüllt, man liest Stefan Hermlin, man bereitet sich also auf ein Seminar vor. Das meint, man kann den Text nicht einfach weglegen, wenn er Scheiße ist, sondern gerade dann muss man sich weiter in ihn vertiefen, anstreichen, die Analyse-Rede für das Seminar durchdenken. Irgendwie gefällt man sich langsam in seinem Wissenschaftflergehabe, fängt an in kaum beschreibbare LiteraturEgoHöhen zu gleiten und PLÖTZLICH – eine Invasion.

KINDER. Ganz viele. Der Text wird ganz schnell wieder zur größten Nebensächlichkeitswelt, man will nur noch seinen Rucksack / Mantel / Schal vor dem Draufsitzen / Auf-den-Boden-geschmissen-Werden retten und wenigstens EINEN Platz statt der vorher vier Plätze für sich haben. Man ist verzweifelt, will nur noch raus, aber man befindet sich gerade am Riesenloch Lehrter Stadtbahnhof und bleibt doch lieber drin. Und das ist auch gut so!

Denn die Kinder glauben, sie sind unter sich, stimmt auch fast. 20 Kinder und ich, und ich bin nicht besonders groß, bei den heutigen Normalgrößen: höchstens 5. Klasse. Somit fühlen sie sich wohl und fangen an zu erzählen. 5 Knirpse und das Pokemon-Universum. Und kindliche Kommunikation.

1. Regel: Sage nie etwas im Vertrauen. Bsp.: (ganz leise ins Ohr geflüstert – ich habe es echt nur schwer verstanden) „Ich bin erst auf Ebene 4.“ Der, dem das Ohr gehört – ganz laut: „Der ist erst auf Ebene 4!“ Alle, ganz laut: lachen. Doch der Süße hatte es leider immer noch geschnallt. (ganz leise – leider wieder in das selbe Ohr) „Ich habe mich soundso genannt.“ [für Pokemon-Namen gilt dasselbe wie für Sauriernamen]. Das Ohr – wieder ganz laut: „Der hat sich nach einem Mädchen-Pokemon genannt!“ Erst alle etwas verwirrt – dann alle noch viel lauter: lachen.

ABER

2. Regel: Lästere nur, wenn du dich wirklich mit dem Pokemon-Spiel auskennst: Ein anderer – normal laut: „Aber soundso kann doch beides sein.“ Alle laut und bestimmt: „Genau. Du hast überhaupt keine Ahnung!“ Ab diesem Moment kam das Ohr nie wieder richtig ins Gespräch rein, weil anhand mehrerer kleiner Einwürfe klar wurde: DER hat keine Ahnung von dem Spiel. Alle anderen waren mittlerweile bei dem Thema, dass weibliche Pokemons eigentlich ganz cool sind, weil ihnen einfacher etwas beizubringen ist. Ich wurde dann leider etwas vom Gespräch abgelenkt, weil ich mich fragte, ob das wohl frauenfeindlich ist.

Zurückgekehrt, wurde mir endgültig klar: Der Kleine war der Einzige, der wirklich Ahnung hatte, wie man einen Pokemon dazu bringt, die längste Flamme zu sprühen. Und mit dem schwächsten Pokemon das stärkste wegbügelt. Als sie gerade wieder zu dem Benennen von sich selbst mit

weiblichen Pokemon-Namen kamen und ich schon fast den Stift zum mitschreiben gefunden hatte, betrat leider einer der S-Bahn-Musiker das Pokemon-Universum. Und ohne auf meinen Wissensdurst Rücksicht zu nehmen oder mich meiner Aufmerksamkeit zu loben, beschloss die Videospieldeneration zu tanzen und von der Musik fasziniert zu sein. Damit hatte es sich wieder mit den Verallgemeinerungen über die Jugend und Kinder im Allgemeinen, weil die Hackeschen Höfe nun erreicht waren und ich aufgeheitert und nicht im geringsten genervt war.

Aber ein wenig Unbehagen und der kleine Zweifel an der Harmonie der menschlichen Gesellschaft kam wieder, als ich mich fragte, worüber sich wohl die 4 Mädchen einen Sitzblock weiter unterhalten haben. Also vielleicht doch eine allgemeine Aussage über die Trennung von Mädchen und Jungen / Frauen und Männer?

Das hatte sich dann erledigt, als ich in einer Potsdamer Straßenbahn bei einem weiteren Pokemon-diesmal Mädchen-Gespräch dabei sein durfte. Nur leider ist es in Straßenbahnen einfach viel lauter ..., aber ich werde das Thema verfolgen, mich interessiert besonders dieses kleine eisspeiende Pokemon, was soundso heißt und... mehr habe ich leider nicht mehr gehört.

© POTZDAM 2002 – Sandra Schramm

| GEKAUFT! |

Jeder wirbt für sich allein

Antwort auf einen Werbebrief

Von Markus Wicke

Lieber Rainer Güldner,

„Ich freue mich auf Ihre Mitteilung“, haben Sie auf einem billig kopierten Fetzen Papier allen „Neueinwohnern Zentrum Ost“ in den Briefkasten gelogen, denn Sie freuen sich gar nicht auf die Mitteilung, sondern eher über all das schöne Geld, was Ihnen die lieben Nachbarn bald in den Rachen werfen sollen. Wofür? Versicherungen natürlich, denn wohl keine Branche wirbt aggressiver und peinlicher als diese (ok, Bierfirmen sind auch nicht ohne). Und dafür ist Ihnen jede Lüge recht.

„Sie haben sich für eine Wohnung im Zentrum-Ost entschieden. Mit dem Park Babelsberg in der Nähe, werden Sie bald feststellen, dass sie eine gute Entscheidung getroffen haben“ schleimen Sie sich gleich zu Beginn Ihres dutzendorflich kopierten Schreibens den bedauernswerten Bewohnern des – zugegeben immer noch attraktivsten - Potsdamer Plattenbauviertels entgegen, um danach gleich den brillanten Bogen zu Ihrem kleinen Geschäft zu machen: „Eine weitere gute Entscheidung wäre die für eine gute Versicherung!“

Warum sollten die Zentrumostianer sich dafür entscheiden? Weil es mit einer Lebensversicherung von Herrn Güldner nicht ganz so schlimm ist, wenn man auf dem Weg zum gepriesenen Babelsberger Park auf der dazwischenliegenden Schnellstrasse überrollt wird oder auf der nicht gestreuten Treppe zur TRAM-Haltestelle ausrutscht? Eine Versicherung gegen Hörschäden? Neonazis? Kackehunde?

Keine Erklärung dazu, Herr Güldner, aber dies werden Sie allen Versicherungswilligen sicher in dem Gespräch mitteilen, um das Sie hände- und worteringend flehen: „Das Beste und Bequemste für Sie, rufen Sie an oder schicken eine e-mail und wir vereinbaren einen Termin.“ Und allen Unbelehrbaren, die jetzt noch nicht zu Stift, Hörer oder Tastatur gegriffen haben, teilen Sie quasi drohend noch dies mit: „So ersparen Sie sich unangemeldeten Vertreterbesuch und erhalten eine gute und gezielte Beratung zu allen Sparten der Versicherung“. Herr Güldner, SIE unangemeldet bei uns an der Tür? Wie war noch mal Ihre Nummer?

Hält Ihnen den Haustürbesuch der gesamten Versicherungsvertreter Deutschlands vom Hals und sich selbst auch noch:

Concordia
Agentur Rainer Güldner
Karl-Foerster-Straße 3
Tel.: 0331-711646

© POTZDAM 2002 – Markus Wicke

Winterzeit, Nepperzeit

Hütet Euch vor den Haustürgeschäftlhubern!

Von Mathias Deinert

„Wunderschönen guten Tag, Frau Schluppke, ich habe Ihnen etwas zu zeigen, was Sie so bald nicht wieder sehen werden. Und Sie dürfen mir glauben: Unter Zehntausenden wurden Sie ausgewählt! Und darauf dürfen Sie stolz sein. Darf ich hereinkommen?“

Ich schlage vor, wir gehen einfach ins Wohnzimmer. Ich bin Frau Reibach vom Coron-Verlag. Und nun werden Sie sich fragen, was ist der Coron-Verlag und wie kommt er gerade auf mich. Sie wollen es wissen, Frau Schluppke? Ich will es Ihnen sagen: Der Coron-Verlag hängt mit dem Bertelsmann-Verlag zusammen. Er hat sich spezialisiert auf die Herausgabe einmalig schöner Faksimile-Ausgaben. Und seinen treuesten Kunden macht er ein einmaliges Angebot, dass Sie sich noch heute sichern sollten.

Sind Sie auch ein Freund und Kenner alter Bücher? Schögeistiger Literatur? Ja? Dann will ich Ihnen Hochglanz-Buchprospekte zeigen, bei denen schon das Prospekt allein sein Geld wert wäre. Sehen Sie zum Beispiel diese wirklich wunderwunderschöne Merian-Bibel! Es gibt nur noch zwei Exemplare weltweit. Es ist eine Bibel aus dem 30-jährigen Krieg. Und ich sag Ihnen ehrlich, was es mit dem Nachdruck dieser Bibel auf sich hat: mein absolutes Lieblingsjuwel aus unserem Angebot!

Aber nicht allein alte Bibeln und Stundenbücher: Sehen Sie sich nur die prächtigen Atlaswerke an, die goldgeschnittenen Breviere und die Gebetbücher mit zum Teil echten Edelsteinen im Einband! Atemberaubend, finden Sie nicht? – Wie teuer? Liebe Frau Schluppke, es ist natürlich so: Jede Kostbarkeit hat Ihren Preis, das wissen Sie. Dieses Gebetbuch von Stefan Lochner beispielsweise könnte ich Ihnen zu einem Preis von nur 55 € im Monat anbieten, wenn Sie zwei Jahre lang in Raten zahlen. Zu teuer sagen Sie? Aber Frau Schluppke, ob man das Geld nun verbraucht oder ein Buch von steigendem Wert abzahlt! Sie rauchen nicht? Trinken Sie vielleicht? Oder spielen Sie?

Naja, es hat Ihnen bisher alles noch nicht so recht zugesagt. Das spüre ich.

Liebe Frau Schluppke, ich will Sie nicht verleiten, wirklich nicht! Die Sammelausgabe aller Literatur-Nobelpreisträger des 20sten Jahrhunderts aber ist einzigartigst. Schauen Sie nur: Alle Texte der Literatur-Nobelpreisträger in 30 wirklich wunderwunderschönen Bänden aus französischer Seide. Wer etwas von Literatur versteht, greift zu! Es ist mein absolutes Lieblingsstück! Und ich sage mal: Als Rentner, verehrte Frau Schluppke, weiß man, was man sich absparen kann und was nicht.

Nein. Ich an Ihrer Stelle würde nicht erst Rücksprache halten mit den Kindern – Sie wissen doch, dass die Kinder dann sagen: Ach, es ist zu viel Geld, gib nicht so viel Geld für mich aus, Mama! Aber ist es nicht ein echter Liebesbeweis, wenn man ihnen etwas hinterlassen kann, das im Wert immer noch wächst, auch wenn man selbst schon längst gegangen ist? Denken Sie darüber nach, Frau Schluppke. Und mit einer einzigen Unterschrift machen Sie sich und Ihre Lieben bleibend glücklich.

Nein, ich kann leider nicht später wiederkommen. Entweder sagen Sie jetzt JA – oder nie! Es ist die Philosophie des Coron-Verlags, nur ein einziges Mal die Kunden, ja, wenn Sie so wollen: zu belästigen. Also wäre, auch wenn Sie wenig später Interesse zeigten, diese einmalige Chance vertan. Ich will Sie nicht drängen, Frau Schluppke, wirklich nicht! Wenn Sie sich unsicher sind, dann machen wir lieber keinen Vertrag mit einander. Nein. Denn Sie sollen ja zufrieden sein. Ihre Zufriedenheit liegt uns am Herzen! Aber überlegen Sie es sich, Frau Schluppke, was sind denn 55 € im Monat? Nein, wenn ich durch diese Tür gegangen bin, gibt es keine Möglichkeit mehr, sich das Angebot des Coron-Verlages zu sichern. Wirklich keine. Und wenn Sie sich so unsicher sind, bleibe ich noch zwei Stunden. Ich habe Zeit, Frau Schluppke, und das Gefühl, Sie werden es sich überlegen.

Ja, zwei Stunden; oder auch länger, je nachdem.

– – Na, sehen Sie!

© POTZDAM 2002 - Mathias Deinert

Neuberechnet und Gesundgestoßen

Besser nicht das Kleingedruckte lesen!

Von P. Brückner

Seit neuestem habe ich es amtlich: Ich bin ein Hypochonder. Das ist anstrengend für meine Hausärztin und teuer für meine Krankenkasse. Für Leute wie mich ist es ratsam, in einer großen Krankenkasse Unterschlupf zu suchen, ist doch das Risiko zu groß, dass eine kleinere Kasse den Kostenfaktor aufdeckt und ihn, um den einer Krankenkasse allzeit drohenden Bankrott abzuwenden, liquidiert. Also bin ich, der Anonymität halber in einer der größten – wenn nicht sogar in DER Krankenkasse überhaupt.

Und mein Versteckspiel geht auf! Natürlich ist einiges Unbill nicht zu vermeiden. Die Sprechstundenhilfe meiner Zahnärztin scheitert bei jedem meiner Besuche am Einlesen der Chipkarte. Heldenhaft versucht sie es jedes Mal erneut, aber der teure Computer passt einfach nicht zum billigen Chip. Meine Krankenkasse setzt eben auf die Findigkeit der Mediziner und sie tut gut daran. Die Sprechstundenhilfe hat mir einmal versucht den Trick zu erklären, aber schließlich bin ich Geisteswissenschaftler. Hauptsache ich kriege neue Plomben!

Schwerer fällt es mir, gewisse Ungereimtheiten im Beitragssystem zu deuten, denn ich bin nicht nur Hypochonder, sondern auch Student. Am Anfang also krankensversicherungstechnisch ein Glücksfall, die Eltern müssen den Versicherungskopf hinhalten. Und auch danach ist man mit knapp 40 Euro billig dabei. Leider wird es später immer kostenintensiver krankensversichert zu sein, und ein nicht geringer Teil meiner Erwerbsnebenstätigkeit fließt in den Rachen der Versicherung. Mich stört das nicht, denn ich bin durchaus bereit, für meine Hypochondrie einen angemessenen Obolus zu entrichten.

Als ich jedoch erfahren musste, dass mein Arbeitgeber seinerseits 10 Prozent meines Bruttogehaltes in nämlichen Rachen wirft, gewann der Geiz in mir Oberhand. Mein Unerkanntheit aufs Spiel setzend, griff ich zum Telefon und trug der freundlichen Sozialversicherungsfachfrau mein Anliegen vor.

„Das steht uns zu und Ihnen erwachsen gar keine Ansprüche daraus, verstehen Sie, nix, nullo, njentel!“ Sie knallte den Hörer auf und ließ mich mit der Angst zurück, sie könnte sich meinen Namen gemerkt haben. Nächtelang lag ich schlaflos da und fürchtete mich. Doch ich bin noch einmal davon gekommen, denn drei Monate später flatterte meinen Eltern Post in den Briefschlitz. MIR wurde mitgeteilt, dass die Kasse MEINEN Beitragssatz erhöht habe – und zwar seit zwei Wochen. Gleichzeitig wurde meinen Eltern mitgeteilt, der Brief ginge an sie, da die Krankenkasse nicht wisse, wo ich aufzufinden sei. Ich fühlte mich als Sieger, als Schatten, der unbemerkt durch die Arztrechnungen geistert, von nichts und niemandem zu fassen. Und ich konnte endlich die Sorge, zahllose Umzugsmeldungen an die Geschäftsstelle meiner Kasse könnten meinen Aufenthaltsort enttarnt haben, vergessen.

Aber ich habe mich verrechnet, vielmehr kann meine Krankenkasse besser rechnen als ich. Zwar hörte ich fast sieben Monate nichts von der anderen Seite. Aber sie brauchten wohl nur Zeit.

Gestern kam ein Brief – an MICH, an meine Adresse. Lakonisch teilt man mir mit, dass ich in Zukunft statt 118,88 Euro nun 121,18 Euro Beitrag zu leisten habe. Der Grund wird mir auch zum „besseren Verständnis“ mitgeteilt: „a) mein Einkommen habe sich erhöht oder b) der Gesetzgeber habe die Rechengrößen angepasst.“ Ich kann mir es aussuchen, verstehe aber gar nichts! „Rechengrößen angepasst??“

Ich lese weiter; „AOK Sachsen Anhalt – Unser Beitragssatz bleibt stabil“ steht am Ende des Briefes. Höhnend springt mich der Satz an und plötzlich verstehe ich. Ich bin entdeckt und die Differenz zwischen Null und „stabil“ sind 2,30 Euro! Also steigert sich die „Rechengröße“ im Mai nochmals um Null. Sie wollen mich in den Ruin treiben ohne das ich es merke, doch ich merke es. Aber wo soll ich hin, ich bin doch nur ein Hypochonder.

© POTZDAM 2002 – P. Brückner

Wer bin ich wirklich?

Die innere Sicherheit

Von P. Brückner

Unser Innenminister hat einen Traum. Die absolute Transparenz der Bürger dieses Landes. Manche finden es schlecht, aber niemand kann die praktischen Nebenwirkungen leugnen, die so etwas mit sich bringen würde.

Zum Beispiel im Kino. Ich gehe ja immer in dasselbe Kino. Weil ich es schön finde und weil ich diese absolut geldsparende CineCard habe. Die ist personengebunden – und ja, es steht drauf: „Bitte Passbild aufkleben!“ Dafür ist auf der Karte extra ein Feld vorgesehen. Nun ist das mit den Passbildern aber nicht so einfach. Sie kennen das. Ein neuer Reisepass oder ein neues Semesterticket wird fällig und die Passbilder sind alle. Also auf zum Fotografen 5,50 auf den Tisch gelegt und schon haben Sie vier Bilder, mit denen Sie mehr oder weniger zufrieden sind. Zwei brauchen Sie für Ihr Dokument, bleiben zwei übrig. Doch jetzt kommt unweigerlich der/die LebenspartnerIn und will eines der Bilder haben. Also nur noch ein Bild übrig. Bis sich Mütter und Omas nähern und dann hat man meist schon ein Bild zu wenig. Selbst wenn man es sich ganz fest vornimmt: Die Chancen, jemals ein Passbild für die CineCard übrig zu haben, stehen schlecht. Und extra Bilder machen lassen?

Muss man auch gar nicht, denn vertrauensselige Kinokartenverkäuferinnen glaubten beim Vorzeigen der Karte bisher immer, dass CineCard-Eigentümer und Kartenkäufer identisch sind. Leichtgläubig, aber sympathisch.

Beim letzten Kartenkauf war allerdings plötzlich alles ganz anders. „Dreimal ENIGMA bitte, zweimal mit und einmal ohne CineCard,“ verlangten wir höflich. „Na dann sehe ich jetzt ma zwei Ausweise für die CineCards OHNE Passbild.“ Wir kannten die Stimme und Sie, treuer Leser, kennen sie auch. Daniela, unsere liebevolle Starkinokartenverkäuferin war heute höchst selbst am Werk. Zwei von uns zückten ihre Ausweise, nicht ohne zu murren. „Mussten wir noch nie, wir sind doch auch immer ehrlich!“

„Na klar, ich kenn euch doch och, aber der Chef will das jetzt so!“ Daniela musterte uns, um zu überprüfen ob sie uns tatsächlich kannte. Scheinbar war dem so, denn vertraulich beugte sie sich zu uns und flüsterte: „Bei der nächsten Auflage der Karte wird die überhaupt erst GÜLTIG, wenn ein Bild drauf ist, man muss ja wissen wer wer ist!“

Na gut, dachten wir und stapften ins Kinocafè, also doch ein weiteres Passbild, die Fotografen werden eh immer reicher und reicher und Omi wird's freuen.

Wir waren viel zu früh, und nach dem dritten koffeinfreien Kaffee musste ich mal. Auf dem Rückweg kam ein freudenstrahlender Kinobesucher auf mich zu und hielt mir seine Karte entgegen. Ich zögerte kurz, doch dann konnte ich nicht anders und riss sie ab. „Viel Spass“ sagte ich. „Danke“ antwortete der andere und verschwand im Kino 2.

Ich blieb mit einem noch immer anhaltenden schlechten Gewissen zurück. Hatte ich gerade eine Kompetenzüberschreitung begangen? Daniela ins Handwerk gepfuscht? Habe ich wohl, aber trotzdem bin ich schuldlos. Der andere drückte mir seine Karte quasi in die Hand, was die Versuchung übermächtig machte. Es tut mir leid, aber die Folgen sind unübersehbar. Jeder Besucher wird demnächst wohl als solcher gekennzeichnet werden, etwa durch einen blauen Farbpunkt auf der Jacke. Auf der CineCard wird ein Platz für Bild, Fingerabdruck und DNS Probe vorgesehen sein. Wer sich nicht ausweisen kann, fliegt raus und vor dem Betreten des Saals erfolgt ein Iris-Scan.

Herrscherin über alle, die sich in ihr Reich begeben, ist dann natürlich Daniela, wer sonst könnte freundlich aber rigoros die Einhaltung der Sicherheitsstandards überwachen?

Und alles meinetwegen. Andererseits kann mir das auch alles egal sein, denn MICH kennt Daniela schließlich genau.

Jeden Morgen 3 Stunden Schwarzarbeit

Zöpfeflechten in der Schweiz

Von Hans-Jürgen Schlicke

Jeden Tag, an dem ich solche Zeitungen in meinem Briefkasten finde, in denen Supermarktketten auf Ihre Angebote hinweisen – nein, ich meine mit den Zeitungen jetzt nicht den Tagesspiegel oder die Berliner Morgenpost, die ich meine, heißen Berliner Wochenblatt oder Berliner Abendblatt – jedes Mal also, wenn ich so ein Blatt in die Finger bekomme, frage ich mich, wer diese Geschichtchen verzapft, die da so zwischen Diätmajonaise und vakuumverpacktem Kaffee stehen. Da wird beispielsweise mitgeteilt, dass sich Stefan Reim (keine Scheu, fragen Sie ruhig Ihre Exfreundin, wer das doch gleich war) kürzlich beim Nudelteigausrollen den Daumen gequetscht hat. Ich meine, dass er nicht singen kann, weiß man ja... Aber lassen wir das.

Jedenfalls habe ich nun kürzlich Leute kennen gelernt, die solche Geschichtchen verzapfen. Ja! Und das kam so: Ich war in Südafrika unterwegs. Also korrekterweise muss ich sagen, ich war in der Republik Südafrika (RSA) unterwegs. Das ist wie mit Amerika und den USA. Wenn man in den USA unterwegs ist, ist man selbstverständlich in Amerika unterwegs; ist man jedoch in Amerika unterwegs, muss man noch lange nicht in den USA unterwegs sein. Ich war also in der Republik Südafrika im südlichen Afrika unterwegs. Und da kam ich so mir nichts dir nichts an die Grenze zu Swaziland. Reiseführer nennen Swaziland auch die Schweiz Afrikas. Wie man den Libanon die Schweiz des Nahen Ostens nennt. Ich weiß ja nicht, wie solche Vergleiche entstehen. Und ob die schweizerische Regierung Geld dafür ausgibt. Aber mir fallen beim besten Willen keine Parallelen zwischen dem Libanon, Swaziland und der Schweiz ein. Und da rede ich noch gar nicht von der Sächsischen oder der Märkischen Schweiz. Zumal ja auch niemand die Märkische Schweiz das Swaziland Brandenburgs nennt.

Als ich da rein wollte nach Swaziland, musste ich durch eine Grenzkontrolle. Was nicht weiter verwundert, denn Swaziland ist ein selbständiger Staat, der wissen will, wer da so seine Grenzen überschreitet. Ich wollte. Also Pass hingezeigt, Stempel reingeknallt gekriegt und Land betreten. Das war alles eine Sache von 15 Sekunden. Aber dann. Da kamen zwei, eine schöne Frau und ein Mann (ich bin kein Spezialist dafür, ob ein Mann schön ist oder nicht, nun, er sah ein bisschen aus wie eine jüngere, ungeschminkte Ausgabe von Morgan Freemann) auf mich zu und sagten, sie seien von der "...njuspeperr wotts app in tswasieland?" (Die haben gesprochen wie der Typ seinerzeit in diesem Levi's-Spot, der da sagt "... no forrrgetting, no prrrroplemm forr ju!" Lustig, ich glaube das nennt man Pidgin-English) und wollten gern wissen warum, woher, wie lange... na und so weiter. Ich wurde aufgeregt und erzählte.

Sie hielt mir ein Diktiergerät von Olympus (ich glaube, diese Diktiergeräte werden in der Schweiz Indochinas zusammengeschraubt) unter die Nase und er hielt mir eine Kamera von Minolta vors Gesicht, die vermutlich in Malaysia, das allerhöchstens der Hunsrück Südsüdostasiens ist, zusammengeschraubt wurde. Alles war sehr nett. Ich entspannte mich wieder und gestand der schönen Frau, dass ich ihre Frisur wunderschön finde. Sie hatte ungefähr 430 schlanke, präzise geflochtene Zöpfe auf dem Kopf. An den Enden baumelten bunte Perlen. Muss das eine Arbeit machen, vermutete ich in ihre Richtung. Und wie lange das denn heute morgen gedauert habe, fragte ich. Na, so zehn bis zwölf Stunden könnten dabei schon vergehen, meinte sie. Aber heute morgen habe es nur zwei Stunden gedauert. Dann habe sie ja heute morgen quasi einen Quickie gehabt, ulkte ich grinsend zu ihr hin. "Tuh auers arr nott ä kwickie forr mie!" meinte sie prustend, aber man nenne Swaziland auch den Quickie Afrikas, weil man so schnell durch sei, legte sie noch dazu. Ob das nun wieder die Schweizer wissen?

P.S.: Weil wir gerade von Südafrika reden... Ich kann nur jeder und jedem, die und der sich in dieses wunderbare Land am Kap der guten Hoffnung begibt, raten, es ganz genau mit der Wahrheit zu nehmen. Da sind nämlich Wahrheitsüberprüfungstrupps unterwegs. Ich bin unweit eines der Holiday Inn Hotels in Kapstadt (das in der Strand Street) an der Long-, Ecke Riebbeckstreet überprüft worden. Jawohl. "Giff mie jurr monni!" hat der Chef des fünf oder sechs Leute starken Trupps zu mir gesagt und mir dabei sein Messer gezeigt. Dass ich kein Geld habe, hab ich ihm geantwortet. Was gelogen war. Ja, ich geb es ja zu. Ich hatte so um die tausend Rand (das sind ungefähr 105 Euro) einstecken. Aber ich dachte, der will mir das Geld wegnehmen. Ich wusste ja nicht, dass er nur überprüft, ob ich die Wahrheit sage. Zur Strafe dafür, dass ich nicht die Wahrheit gesagt habe, hat er

mir meine goldene Kette vom Hals gerissen (Die war ungefähr 300 Euro wert und ein Geschenk meiner Mama). Hätte ich das gewusst! Was mich aber wirklich wundert: Woher wusste der, dass ich die tausend Rand einstecken hatte?

© POTZDAM 2002 – Hans-Jürgen Schlicke

| UEBERLAND |

Es fährt ein Zug nach Jerichow...

Reise in die 5. Dimension

Von P. Brückner

Ich bin ein aufgeklärter Mensch. Ich glaube an zivilisatorischen Fortschritt, die Wissenschaft und das Gute im Menschen. Bei Tageslicht. In mondlosen Nächten natürlich nicht! Gut, an stillen abgelegenen Orten trifft bemerkt man bei Nacht monströse Schatten, Schritte, ein Flüstern hinter dem Rücken – doch Nein, Ebenezer Scrooge hatte Recht: „Alles Mumpitz“!

Und außerdem. Wenn schon Gespenster, dann doch eher in Dartmoor oder Canterville, wo ewiger Nebel auf der Landschaft liegt, und nicht hier bei uns.

Der Glaube an Geister wäre auch sehr hinderlich, wie sollte man sich sonst durchringen, nach Jerichow zu fahren. Sie kennen Jerichow nicht? Nun so ziemlich in der Mitte des Nichts zwischen Potsdam und Magdeburg gelegen, schmückt es sich mit der ältesten romanischen Backsteinkirche Norddeutschlands. Ein Besuch lohnt sich und wird zur zwingenden Verpflichtung, wenn eine Freundin dort einen Vortrag hält.

Dort, in der straßenlaternenlosen Dunkelheit, fällt es schon schwerer, Mumpitz zu sagen. Doch alles verlief ohne Spuk und der RE 1 aus Magdeburg sollte uns Freunde der Referentin nun nach Hause, unter unsere Bettdecken bringen, wo mit Gespenstern ja auf keinen Fall zu rechnen ist. (Glauben Sie übrigens nicht, der Zug würde in Jerichow halten! Sie müssen vorher nach Rande Genthin, die Stadt am Rande des Nichts!)

Wir standen also am Bahnsteig und der Zug zurück war auch korrekt 21 Uhr 12 angezeigt. Noch zwei Minuten, noch eine – ein grässliches Geräusch durchbrach die Stille der Nacht. Mindestens vier Maschinengewehrsalven mussten die Bahnhofsvorsteherin in ihrem Büro getroffen haben und im Fallen hatte sie es noch geschafft, den Mikrofonknopf zu drücken. Dann Stille, die bald darauf von einer krächzenden Stimme unterbrochen wurde. „Der Zug aus *röchel* Magdeburg zur Weiterfahrt *röchel* nach Berlin-Ostbahnhof hat nun Einfahrt *ersterbendes Gerächel*“. Doch der Zug rollte nicht in Bahnhof ein und schlimmer noch, die Anzeigentafel leerte sich. Kein Zug, keine Bettdecken – Kälte kroch an den Beinen hoch und ließ uns frösteln. Dann wieder die Maschinengewehre durch die Lautsprecher, denen aber statt einer Ansage nur ein Röcheln folgte.

Verunsichert drängten wir uns aneinander, die Verwegenen unter uns spotteten noch: „Na klar, bei der Bahn gibt es eben keine Verspätung, also ist der Zug pünktlich abgefahren, wir haben es nur nicht bemerkt.“ Doch ihre Gesichter verrieten Sie. Ihr Spott war nur Pfeifen im Walde. Dann sahen wir Lichter. Lichter, die unzweifelhaft zu einer Lok gehörten. „Gott sei Dank, da ist der Zug - nur weg von hier!“ Niemand sprach es aus, aber wir alle dachten das Gleiche. Fünf Minuten später hatten die Lichter uns immer noch nicht erreicht, obwohl die Entfernung doch nur wenige hundert Meter betrug. Doch sie kamen näher, langsam aber unaufhaltsam näher!

Dann wieder das Röcheln, diesmal ohne Gewehrgarbe. Lautlos rollte ein Zug in den Bahnsteig. Mit dem Mut der Verzweiflung drückten wir auf die Türöffner – nichts geschah. Drinnen hämmerten totenbleich Menschen gegen die Türen – erfolglos. Wir wollten hier weg, egal wohin dieser Zug auch ging! Das Röcheln hatte wieder eingesetzt.

Mit dem Mut der Verzweiflung stemmten wir uns gegen die Tür – und sie ging auf. Drei Menschen stürzten mit „ogottogott“ aus dem Wagon, doch was blieb uns übrig. Wir sprangen hinein. Das Röcheln hatte wieder eingesetzt.

Im Zug war keine Menschenseele zu sehen. Wir kauerten uns zusammen und hielten unsere Fahrkarten bereit. Auf keinen Fall wollten wir den Schaffner verärgern, ahnten wir nicht einmal in

unseren kühnsten Träumen, in welcher Dimension er beheimatet sein könnte. Lautlos rollte der Zug in die große Dunkelheit davon – mit uns. Das Röcheln hinter uns lassend, fuhren wir einem ungewissen Schicksal entgegen. Doch wir hatten Glück, kein transparentes Wesen schwebte auf uns zu. kein kettenklirrendes Skelett verlangte unsere Fahrkarten. Während der Fahrt sahen wir überhaupt niemanden. Zu unserer Freude hielt der Zug nach vierzigminütiger, geräuschloser, angsterfüllter Fahrt in Potsdam. Auf dem Bahnsteig schüttelten wir uns, um das Grauen hinter uns zu lassen. Doch horcht, da war wieder dieses Röcheln...

© POTZDAM 2002 – P. Brückner

| UEBERLAND |

Sozialismus vom Westen aus

Ein ostalgischer Rückblick

Von ThiloS.

(dem netten Herrn gewidmet, der neulich meinte "wir haben bei uns keine Wiedervereinigung gebraucht. Uns gings im Arbeiterstaat doch besser als jetzt.")

Ich habe neulich mal wieder eine Chronik in der Hand gehabt, darin die sattsam bekannten Bilder vom Kasperletheater DDR: Honecker und Konsorten auf der Tribüne, lustig mit dem Hütchen oder dem Händchen winkend, während unten alternativ zum Maifeiertag, XX.ten Parteitag, Arbeiterfest, Fest der Jugend, Jugendfest, Jugendarbeiter- und Arbeiterjugendfest eifrig und schmissig marschiert wird.

Was haben wir im Westen gelacht. All die Kasper in ihren blauen Hemdchen, freudig und augenscheinlich feucht im Schritt ob der Winkerei des großen Massas mit der Hornbrille, wie sie ihre roten Tücher schwenken und fröhliche Lieder singen: "bau auf, deutsche Jugend, bau auf". Und die haben das wirklich ernst gemeint da. Im Hintergrund augenscheinlich rote Fahnen aus der Nazi-Zeit, deren Hakenkreuz simpel durch die sich schüttelnden Hände der SED ersetzt worden waren. Und, immer darunter, in güldener Schrift das erhabene Motto des Tages: "Wir grüßen die Jugend der Welt zu den Weltjugendspielen."

Oder auch die Transparente bei den Freudenkundgebungen zum Lobpreis der Wiederaufbauleistungen der (laut Honecker) "DeuschendemoggradschnRebbeblig". Da standen so geile Sätze wie "Wir sind stolz auf unser Maschinenbaukombinat Ernst-Thälmann" oder gerne auch "Es lebe der XXXXIIIte Parteitag der KpdSU". Grammatikalisch grauenvoll daneben, aber die hatten ihren Spaß dabei. Länger ging´s nicht, oder? Drei Mann fürs Transparent-Tragen - und die mussten dabei auch noch glücklich oder wenigstens klassenkämpferisch aussehen.

Überhaupt DDR. Die Werbung. So anrührend trotzig. Bei Leipzig über der Autobahn blökte den gemeinen Trabantfahrer ein Transparent an: "Plaste und Elaste aus Zschopau haben Weltruf". Ich habe vor Lachen jedes mal auf dem Transit fast den Nissan an den siffigen 30er-Jahre-Brückenpfeiler gesetzt. Ich dachte beim ersten Mal, das sei ein Gag. Kein Mensch weiß, wo "Zschopau" ist, (außer den Zschopauern) und warum der Ort so blöd heißt und nur die Bewohner der Comecon-Staaten konnten wohl mit "Plaste und Elaste" was anfangen. Das mit dem Weltruf stelle ich mir so vor: "Einkäufer-san, es ist völlig egal, wo Du Plaste und Elaste kaufst - solange es nicht in Zschopau ist. Das Zeug ist grottenschlecht und billig. Das weiß doch jeder." Übrigens gab es in Rostock Medikamente von Weltruf und in Suhl Jagdwaffen von Weltruf. Und in Berlin einen antifaschistischen Schutzwall und Kasper von Weltruf. Egal was, es hatte Weltruf. An der Grenze mussten wir Wessis immer sehr demütig sein. Ein Angehöriger der Grenztruppen der friedliebenden "DeuschnDemoggradschnRebbeblik" sah in seiner hellblauen Kaufhof-Fliegerhemd-Uniformimitation zum Wagenfenster rein und quetschte mich harmlosen Fahrer regelrecht aus, wohin ich wolle, wer ich sei, wieso überhaupt und ob ich beabsichtige, in der DDR am Geschlechtsverkehr teilnehmen zu wollen. Und Gnade Honni dem, der eine blöde Antwort gab. Im besten Falle durfte er nicht einreisen, im Schlimmsten haben ihm die friedliebenden Grenztruppen das Fahrzeug an Ort und Stelle in die Einzelteile zerlegt und man durfte die nächsten 12 Stunden damit verbringen, den Westwagen wieder zusammen zu puzzeln. Nicht, dass da noch einer eine Zeitschrift mit nackigen Weibern in die keusche DDR schmuggelt. Walter Moers, der große alte Mann

der kleinen Arschlöcher, schrieb damals "ich hätte Euch ja Kondome mitgebracht, aber Ihr habt ja nicht mal AIDS da....." Und beim Verlassen des Staates von Weltrup ein ähnliches Theater - nicht, dass da sich noch jemand einen DDR-Bürger als Souvenir in den bitterbösen Westen mitnimmt.

Auch auffallend: in jedem Kuhkaff mit mehr als drei Häusern stand ein T-34 mit einem riesigen Betonsockel, auf dem ein roter Stern thronte. Dazu gabs immer einen netten Spruch, wie "von der Roten Armee lernen heißt Siegen lernen" oder gerne auch "wir danken dem ruhmreichen sowjetischen Brudervolk für die Befreiung vom Faschismus und (sinnigerweise) Willkürherrschaft". Meist war der Panzer zum xten Mal mit Farbe aus Zschopau von der örtlichen Rosa-Luxemburg-Arbeiterbrigade lieblos übermalt worden und geistig habe ich immer noch die Überschrift "seit brav, sonst kommen wir wieder" dazu gedacht.

Um so toller finde ich es, dass die "ehemaligen Bürger der DDR", die eigentlich "Bürger der ehemaligen DDR" heißen müssten, irgendwann von Honnibildchen, Kampfbrigaden, FDJ-Jubelfeiern und Ernst-Thälmann-Gartenkolonien, von klassenfreundlichen Kampfparolen, bescheuerten Party-Mottos und wodkaeligen Verbrüderungsfeiern mit völlig unbekanntem Angehörigen slawischer Militärpräsenz die Nase so voll hatten, daß sie die ganze Bagage zum Teufel oder nach Lateinamerika gejagt haben.

Im Jahre 12 nach der WV sind wir wohl ganz gut zusammengewachsen - zumindest, was das gemeinsame Nörgeln über die Regierung angeht - , und ich fahre gerne nach Leipzig oder Dresden, oder, wenn es sein muss, auch nach Zschopau.

© POTSDAM 2002 – ThiloS.

| UEBERLAND |

Tausendmal passiert

Savignyplatz

Von M. Gänsel

S7 Potsdam-Hauptbahnhof / Ahrensfelde

(Frau mit drei Kindern, zwei ca. 8-jährigen Mädchen und einem kleinen Jungen, steigt Nikolassee ein)

Frau: „Soooo, nun setzt euch mal hin. Der Laurenz setzt sich hier hin und ihr da rüber. Na los, Laurenz! Ja, fein, setz dich mal fein hier hin und schau aus dem Fenster.“

Laurenz: (macht, was Mama will)

Mädels: (stehen schüchtern rum und zuppeln an ihren Zöpfen)

(Alle drei Kinder haben einen neon-grünen Zopf, Haarband ist das oder sowas, der ihnen aus dem kurzen Wuschelhaar über die Brust hängt. Mütter können so grausam sein.)

Frau: „Nun SETZT euch doch mal hin, HIER... so... na mein Gott... Jetzt rutsch doch mal richtig durch, die Wenke hat ja gar nicht richtig Platz!“

(Frau steht im Gang, obwohl neben Laurenz noch Platz wäre, und studiert den Stadtplan.)

Frau: „Guckt mal, da drüben ist Stau. Das ist die Avus, da kann man ganz schnell fahren!“

(Alle außer Laurenz schauen auf die Avus und lächeln gnädig.)

Wenke, durchaus berechtigt: „Aber Mama, die fahrn ja gar nicht!“

(Mama schaut konzentriert auf die elektronische Wagenanzeige.)

Wenke: „Was steht denn da?“

Frau: „Savi –, (bricht ab)

Wenke: „Platz! Da steht Platz!“

Frau: „Ja, das ist ein Platz. Der... Sa... wieg... ni... nihe-Platz.“

Wenke, sadistisch: „WIE heißt der?“

Frau: „Nee warte mal, das spricht man anders aus... i g n... das muss Sawinjeplatz heißen!“
(murmelt mehrfach „Savinjeplatz, Savinjeplatz“ vor sich hin.)

(Alle andern gucken aus dem Fenster oder in ihre Zeitung, Wenke pult am grünen Zopf.)

Plötzlich steht ein Typ auf, geht zwecks baldigen Ausstiegs zur Tür, dreht sich um und ruft lässig:

„ßawickni heißt det!“

Wenke: „Siehste! Du hast das falsch gesagt! Tzawickni!“

Frau: „Möchte der Laurenz was trinken? Na?“

© POTZDAM 2002 – M. Gänsel

| TAGEBUCH |

Montag

Der Euro (Lied vom kleinen Wechselbalg)

Von Mathias Deinert

Dich wollte keiner haben,
nun bist du trotzdem da.
Am finanziellen Kleister,
da scheiden sich die Geister:
Europageld (keiner wollt's) ist nun da!
Kaum jemand freut sich über diesen Wandel,
nur Bars, Gewerbe, Einzelhandel –
die sagen ja und schrein Hurra!
Und das Volk ist augenblicklich
noch nicht recht glücklich.

REFRAIN

Doch mein Liedchen will den Missstand ändern.
Singt dies Lied in allen Ländern
und in der ganzen weiten Welt:
Heil dir, du neues Geld!
Heil dir, du neues Geld!
Nun dreht und wendet's erst einmal:
Für jeden funkelt's schön und national –
zumindest von außen betrachtet.

Man schwur erst: Nichts wird teurer!
Und nun ist's trotzdem da.
Du Einigkeitserneurer,
du seist ein ungeheurer

Preiswillkür-Bürge, ja, so schmäht man dich!
Du seist die D-Mark – nur mit neuem Namen,
du würdest alten Preis nachahmen.
Normalverbraucher hassen dich.
€s sei schon (sagen sie reaktionär)
inflationär!

Doch mein Liedchen usw. usf.

© POTZDAM 2002 - Mathias Deinert

| TAGEBUCH |

Dienstag

Das Beste kommt noch

Von M. Gänsel

Nachdem es nun zwar ein Leichtes wäre,
ebenso wie damals bei George W. Bush Jr. geschehen,
sämtliche bis dato verbrochene sprachliche Entgleisungen,
und es gibt derer einige,
wie Sie der Tagespresse entnehmen konnten,
des Herrn Edmund Stoiber detailliert aufzuzeichnen,
sich darüber zu amüsieren und eine Flut von neuerlichen,
schenkelklopperischen Ähems und Hmhms vorfreudig zu prognostizieren,
sei der geneigte Leser viel lieber angehalten,
doch einmal ein paar Wochen, vielleicht sogar Monate zu warten,
denn nach Verrinnen dieser Zeit wird just,
ich versichere Sie,
ein Herr Edmund Stoiber präsentiert werden,
der sprachlich derart verändert ist,
dass es in ein paar Wochen oder Monaten geradezu unmöglich erscheinen wird,
einen Herrn Edmund Stoiber jemals derart rhetorisch amorph wie dieser Tage erlebt zu haben,
gar nicht glauben werden Sie es können,
wenn Sie dann einen Herrn Edmund Stoiber hören,
der zu jedweder Frage eine geschliffene Formulierung weiß,
der jeglicher Provokation mit einem Lächeln begegnet,
der alle Talkshows mit sprachlicher Brillanz bespielt
und höchstwahrscheinlich gar dem Bayerischen Dialekt in der einen oder anderen Nuance
abgeschworen hat.
Dann, liebe Wählerinnen und Wähler,
dann können Sie beginnen,

sich über den K-Kandidaten der CDU/CSU lustig zu machen.

Warten Sie, warten Sie, es kommt noch viel schöner.

© POTZDAM 2002 – M. Gänsel

| TAGEBUCH |

Mittwoch

Espressoexplosionen

Von M. Gänsel

Die meisten Leute, die eine Espressomaschine haben, machen die ja zu früh aus. Ich meine diese italienischen aus Leichtmetall, mehr-eckig, silberfarben. In der Mitte aufdrehen, den Metallfilter herausnehmen, unten Wasser rein, in den Filter Espresso, zudrehen, auf den Herd stellen. Das Wasser wird heiß und brodelt nach oben. Wenn Sie schon den Herd ausmachen, sobald das Ding anfängt zu brodeln, kommt nicht alles Wasser hoch. Das gibt dann beim nächsten Mal eine kleine Sauerei, wenn Sie den Filter rausklappern wollen und Ihnen so eine hellbraune Flüssigkeit übers Handgelenk tröpfelt. Außerdem haben Sie für dieses Mal weniger Kaffee, das ist ja auch nicht schön. Also warten, bis das Brodeln erstickt, dann erst den Herd ausmachen. Elektroherd ist für diese Maschinchen ganz ungeeignet, das werden einige von Ihnen schon bemerkt haben. Riecht komisch, nicht?

Noch mehr Leute allerdings schaffen sich so ein Ding gar nicht erst an, weil sie Angst davor haben. Wenn sie bei Freunden sitzen, und die stellen mit larmoyanter Geschäftigkeit so ein Ding auf die Flamme, schauen sie ehrfürchtig und starren von nun an auf die Maschine. Wenn es zu brodeln anfängt, zucken sie zusammen. Und ca. einhundert Prozent beginnen dann, in die stoisch beruhigende Miene des Gastkaffeegebers hinein, eine Geschichte zu erzählen. Weil in Italien, da ist ja schon mal so ein Ding explodiert. Kreuz und quer der Kaffee, die *Küche* sah aus! Man muss dann aufstehen und den Herd ausmachen, Kaffee eingießen, Milch und Zucker hinstellen. Was soll denn da passieren, also wirklich.

Was aber wir, die wir so eine Maschine haben, nicht erzählen, ist folgendes. Natürlich versäumt man mal, das Brodeln abzapfen. Die Strafe der Megacoolen. Wenn man dann eingebungsgleich in die Küche stürzt, ist die Sauerei schon fertig. Nein, explodiert ist nichts. Aber übergesprudelt, der fertige Kaffee nämlich. Allüberall in halbmertigem Radius rund um die Maschine prangen klitzekleine Kaffeespritzen, hinten und vorne kommt das dann raus, nicht nur durch die Tülle, nein. Der Deckel schließt ja nur pro forma, nicht wirklich. Der Rest Kaffee, der noch daran arbeitet, hinauszuspritzen in die Welt, ist natürlich nicht mehr genießbar, leicht verbrannt und so, Sie kennen das aus Kneipen – Kaffeemaschinenkaffee schmeckt ja eigentlich *nur* so. Na ja und wir müssen dann saubermachen und neuen Kaffee kochen, aber erst, wenn die Maschine, die natürlich affenheiß ist, wieder abgekühlt ist, na ja.

Die nächste Stufe teilen nur ganz ganz wenige Eingeweihte. So mal eben das Brodeln verpassen, ist das eine. Aber die Espressomaschine so richtig *vergessen*, ich sage Ihnen: Das ist etwas vollkommen anderes. (Richtig vergessen beginnt ab 30 Minuten.) Neulich bin ich erst aufgeschreckt, als ein Klacken aus meiner Küche kam. Also ein lautes Klacken, das auch nicht von draußen kommen konnte, denn in der Küche waren die Fenster geschlossen. Internes Klacken, was ist in meiner Küche gerade los, scheiße, der Kaffee. Ich renne hin, Qualm wabert mir entgegen, ich mache das Gas aus, es stinkt fürchterlich. Die Maschine ist nicht explodiert: Der Henkel ist abgefallen. Angebrannt, zerkokelt. Als ich mit einem Lappen das Deckelchen am Plastikknubbelchen hochheben will, um das Elend im Innern zu betrachten (ist schon der *ganze* Kaffee weg?), hab ich das Knubbelchen butterweich im Lappen. Die beiden, Lappen und Knubbelchen, gehen sofort eine Beziehung ein, Plastik wird ja schnell wieder hart. Man geht dann am besten erst mal weg.

Nun wissen Sie, was passiert, nämlich nix. Als nächstes wäre halt das Knubbelchen zerfließen, dann hätte das Metall zu glühen begonnen, vielleicht wäre das auch geschmolzen, keine Ahnung. Aber *explodieren*: Können Sie vergessen, echt.

© POTZDAM 2002 – M. Gänsel

Donnerstag

Das große... Schweigen

Von Diana Stübs

Ein germanistisches Proseminar an der Universität Potsdam. (Ja. Ja doch. In Golm. Aber tut das vielleicht irgendetwas zur Sache? -)

Der Professor hat eine Frage gestellt. Nicht etwa eine schwierige. Um Leseindrücke soll es gehen. Eine Aufgabe also, die die Anwesenden durchaus nicht zum ersten Mal bewältigen müssen. Außerdem hatten viele ja schon den Deutsch – Leistungskurs. Und schreiben zudem selbst.

Der Lehrbeauftragte gibt sich also der durchaus berechtigten Hoffnung hin, daß sein Ruf um Stimmen nicht ungehört verhallen wird. Erwartungsfroh blickt er in den Raum. Schweigen. Nun ja. Das passiert. Der Studi an sich muß ja ersteinmal warm werden – die kahle Umgebung, die ständig wechselnden Gesichter um ihn herum...das kennt der verständnisvolle Professor ja noch aus seiner eigenen Studentenzeit.

Lächelnd hackt er nach. Und? Wieder nichts. Hm. Langsam hört man, wie die Zeit – nicht – verrinnt. Die Spannung im Raum immer greifbarer wird. Und der Schweiß auf der Stirn des Moderators immer mehr zur glänzenden Realität. Doch – es bleibt dabei – Stille.

Hier nun wollen wir die gar grausige Szenerie verlassen und - ganz nüchtern – nach Gründen fragen. Warum also spricht niemand mit dem Le(e – *höhö*)hrkörper? Verschiedene Gründe drängen sich dem Beobachter auf.

- Alles schläft. – Möglich, aber doch nicht zu dieser Zeit. Nicht in diesem Seminar. Obwohl das Studentenleben zuweilen doch seinen Tribut und der Körper seinen Schlaf fordert: gegen 15: 00 Uhr hat selbst der dem Klischee am dichtesten kommende Student schon ein Auge auf. Und die Gehirnzellen wachgeduchscht, warmgeredbullt, heißkoffeintablettet. Jawohl.
- Keiner hat das Buch gelesen. – Nun, vielleicht nicht alle...Viele jedoch haben es vor sich liegen. Nicht, daß das helfen würde...Dennoch: der jungfräulich unbeklebte Buchrücken bringt es ans Licht: es sind Kaufexemplare!!! Und kein gescheiter Studi gibt einige Euro für ein Buch aus, um es dann doch nicht zu lesen. Nein. Und falls – man hat Abitur genug, um es in einem solchen Fall nicht auch noch vor sich hinzulegen. Denn das schrie ja förmlich nach „ Hier. Ich. liich.“ Und bitte: warum sollte man in ein Seminar gehen, in dem es um ein Buch geht, daß man zwar gekauft hat, dann aber leider nicht lesen konnte? Man würde doch immer nur daran erinnert werden, daß man mit der Kohle soviel anderes hätte machen können –Lotto spielen, Aktien kaufen, ach alles. Och nöö. Und berieseln lassen kann man sich in der PsychologieringvorlesungfürLehrämter sowieso viel netter.
- Keiner traut sich. – Na nu hörts auf. Grade die Germanisten der Uni Potsdam gehören zu den extrovertiertesten ihrer Sorte. Da „schreib“t man sogar ganz öffentlich über die allertollsten Körperteile der Freundin. Denn man weiß: mit blödem Gelaber in alle sich bietenden Richtungen kann man Kanzlerkandidat, Popstar oder Millionär werden.

Also auch nicht. Aber warum dann diese Leere? Nun frage ich. Und hacke nach. Und schwitze. Und ernte – Schweigen.

© POTZDAM 2002 – Diana Stübs

Freitag

Haut die Mützen, wo ihr sie trefft!

Von Markus Wicke

Im Rheinland gibt es die schöne Sitte, an Weiberfastnacht die Krawatten der Herren abzuschneiden. Leider geschieht dies nicht aus Geschmacksgründen, denn nur allzu oft, oder sagen wir besser zu 90 Prozent trägt der Mann hässliche Krawatten. Selbst Fernsehmoderatoren, Minister,

Wirtschaftskapitäne, fast alle. Dabei ist es ganz einfach: Entweder einfarbig (zu unifarbene oder gemusterte Hemden, NIE jedoch in der gleichen Farbe der Hemden) oder gemustert (gestreift oder getupft zu einfarbigen Hemden). Etwas anderes sieht fast immer unmöglich aus.

Doch eigentlich soll es in diesem kleinen Beitrag um etwas ganz anderes gehen, um Mützen nämlich. Warum? Erstens, weil es wieder die Jahreszeit für Kopfbedeckungen ist oder „Mützenwetter“, wie wir auch gerne sagen. Zweitens jedoch, weil die wenigsten Menschen Mützen oder Hüte wegen der Abwehr kalter Winde oder frostiger Temperaturen aufsetzen, sondern aus Schmuckgründen. Oder sie denken zumindest, diese Mützen würden sie schmücken. Da ist es wie mit den Krawatten. Wenn ich schon eine Krawatte anlege oder, wie es im Jargon dieser Menschen heißt, „einen Schlips umbinde“, dann soll es was ganz Pfiffiges, Freches, Unangepasstes sein, das zeigt, wie dolle originell und einzigartig ich bin.

Abheben von der grauen Masse wollen sie sich, diese Schlipsträger, und so greifen Sie zu widerlichsten Farb- und Musterkombinationen: großflächige Blumenarrangements in Bonbonfarben, Mickey-Mäusen, Tom&Jerrys, oder – gaaaaanz aktuell – EURO-Zeichen).

Mützenträger oder besser Mützenträgerinnen (denn es sind zumeist Frauen, die sich derart entstellen) sind da ganz ähnlich. Wir sprechen hier nicht von den schlichten Hüten freundlicher Omas oder den Schmidt-Mützen älterer Kleingartenbesitzer: Das ist ok so, passt zu jenen und soll hier nicht billig kritisiert werden, nein, es geht um spitz zulaufende Filzhüte, gern kariert; Mützen mit dutzenden quietschbunter Bommeln, die widerlich herunterhängen; es geht um superoriginelle Fliegerledermützen, gern kombiniert mit Nickelbrillen; es geht um russische Fellmützen (auch gern „Bärenfotzen“ genannt), die nicht im Mindesten den um Null Grad changierenden Temperaturen unserer Breitengrade angepasst sind. Es geht, um es kurz zu machen, um hässlichste Mützen; ich denke, jeder weiß, was damit gemeint ist.

Warum tragen sie diese scheußlichen Dinger? Wie die Schlipsträger wollen sie sich abheben von der in ihren Augen grauen Masse der Normal-Mützen oder Nicht-Mützenträger. Sie wollen auffallen, um jeden Preis. Ihr kleines Leben, ihre zumeist wenig originelle Existenz ist ihnen so unerträglich niedrig, dass sie beides veredeln wollen, auf eine höhere Stufe stellen. „Ich bin etwas besseres als Ihr Kleinbürger, ich führe ein irres aufregendes Leben, so total happy und unkompliziert, unangepasst, crazy“ tönt es von ihren schrillbrüllenden Kopfbedeckungen. „Distinktionsgewinn“ nennt dies der leider viel zu früh verstorbene Soziologe Pierre Bourdieu in seinem Schlüsselwerk „Die feinen Unterschiede“. Und es ist - genau wie die Zurschaustellung von Reichtum - ungehörig, unsozial, egozentrisch.

Und so wollen wir es verachten und eine Mützenfastnacht initiieren: Schneiden wir den hässlich BemühtInnen die Troddeln und Filzspitzen ab, hauen wir mit kleinen Gummihämmerchen große Kapotthütchen ein, reißen wir Lederlappen von den dummen Köpfen. Das wäre wahrhaft humanistisch. Und ästhetisch noch dazu.

© POTZDAM 2002 – Markus Wicke

| AUTOREN DIESER AUSGABE |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt und wirkt in Potsdam.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Thilo S.

Jahrgang 1966, Wessi (AB!), schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr von Thilo: www.hinrichtungskomitee.de.

Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

| KONTAKT |

redaktion@potzdam.de